

Illustrirte

# Frauen-Zeitung

Hest 10, I.

Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich  
M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60).

Berlin und Wien, 15. Mai 1899.

Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich  
M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60).

XXVI. Jahrg.

Radbruck verboten.

## Alter Haß.

Novelle von Emma Merl.

**B**rau Bertha Wildner war schon einige Male in der einsamen Straße auf und ab gegangen; ungeduldig blickte sie auf die Uhr. Nun mußte ihre Else doch endlich von dem Lawn-Tennis-Platz zurückkommen. Es sollte so aussehen, als wäre sie der Tochter halb zufällig begegnet, nur eben in der Richtung spazieren gewesen. Else hatte das erste Mal etwas verlegen gesagt: „Ach Mama, keines von den anderen Mädchen wird abgeholt. Es macht sich ganz komisch, wenn ich nicht den kurzen Weg allein gehen darf.“

Mit dem englischen Spiel war auch die freiere englische Sitte eingeführt worden, daß die jungen Leute sich ohne mütterliche Aufsicht auf dem Wiesenplatz in der Vorstadt einfanden und dann zusammen bis an die Pferdebahn in der Ludwigstraße zurückgingen. Bertha hatte ja auch im Grunde nichts dagegen. Der kleine Kreis von Herren und Damen vor von der Generalin Dedek zusammengesetzt worden, die ihren eigenen beiden Töchtern die Gelegenheit zu dem gesunden Bewegungsspiel verschaffen wollte; lauter wohlherzogene, junge Menschenkinder aus den besten Familien, in deren Gesellschaft sie ihre Else wohlgeborgen wußte. Es war ihr nur ein so großes Opfer, das Kind einen ganzen Nachmittag entbehren zu müssen!

Sie lebte in behaglichen Verhältnissen und hatte einen Ueberfluß an Zeit, der manchmal recht schwer auf ihr lastete. Arbeit und Geldsorgen waren ihr immer erspart geblieben; einen um so breiteren Raum nahm deshalb in ihrem Dasein ihr innerliches Erleben ein, um so eingehender und ausschließlicher konnte sie ihre Gefühle, ihre Empfindungen, ihre Erinnerungen hegen und belauschen. Ihr Herzensschicksal hatte sich nicht so glücklich gestaltet wie ihre äußeren Verhältnisse. Eine leidenschaftliche, heißglühende Seele und eine Liebe, die mit einer großen Enttäuschung endete, — das war der Fluch ihrer Jugend gewesen. So tief hatten jene Schmerzen sie durchwühlt, so brennend waren die Thränen, die sie geweint, daß sie auch jetzt, nach all den Jahren, als reife Frau mit grauem Scheitel nicht über jene alten Qualen zu lächeln vermocht hätte.

Wund und matt, zermürbt und verbittert, hatte sie später einem älteren Manne die Hand gereicht, der das ernste Mädchen mit dem todtraurigen Blick in den schönen, dunkeln Augen mit seiner fast väterlichen Güte zu gewinnen gewußt. Allmählich hatte seine treue Liebe über ihre düsteren Erinnerungen gesiegt; auch in ihr war ein warmes Gefühl für ihn erwacht, das zum ersten Male einen vollen Sonnenglanz über ihr Leben breitete. Aber kaum hatte ihre wunde Seele Frieden gefunden, als ihr Glück wieder zerbrach. Ihr Gatte starb und ließ sie mit dreißig Jahren allein mit ihrem kleinen

Mädchen, das die Thränen der Mutter nicht begriff und doch zärtlich und liebevoll mit den kleinen Patschhändchen deren nasse Wangen streichelte. Kein Wunder, daß das süße Geschöpfchen für die Einsame der Lebens-Inhalt, die letzte und heißeste Liebe, ein Abgott geworden war. Sie hätte einige Male Gelegenheit gehabt, sich wieder zu verheirathen. Aber sie wies jede Annäherung mit

schröcker Entrüstung zurück, als wollte man ihr armes Kind berauben, ihrem Elschen ein graufames Unrecht zufügen. Auch das Muttergefühl steigerte sich in ihrem Herzen zu einer stürmischen Leidenschaft. Und nun, seit Else zu einem schönen, großen Mädchen herangeblüht war, grübelte sie auch noch mit beständiger Spannung über die große Frage: Wie würde das Schicksal der Tochter



Rosenkranzbeten zu Ehren des heiligen Rochus in Tirol.  
Nach dem Gemälde von H. Lüben. — Siehe Seite 80.

sich gestalten? Für ihr Kind konnte sie wieder träumen von einem großen, nie dagewesenen, wunderbaren Glück.

Bertha's Augen leuchteten auf. Am Ende der einsamen Straße erblickte sie schon die schlanken Gestalten, die rothen Sonnenschirme, die hellen Kleider. Paarweise kamen sie in einem ganzen Zug heran: die Herren im Sports-Kostüm, die Damen mit losen Blusen, alle mit weißen Mützen, mit dem Raquet in der Hand. Die bunten Farben, die rasche, stotternde Bewegung, alle die jugendlichen Erscheinungen, — es wirkte lustig in dem Sonnenschein, der zwischen dem rothen Herbstlaub der Gärten auf die Straße fiel. Nun erkannte sie auch das Blondhaar der Tochter, das beim Laufen stets in Unordnung gerieth und das ihr nun wie ein goldiger Schein um das rosig erhitte Gesicht flatterte. Sie winkte mit dem Sonnenschirm und ging unwillkürlich rascher. Aber plötzlich blieb sie wie angewurzelt stehen, von einem jähen Schrecken erfaßt. Ihre Augen wurden finster. Sah sie denn Gespenster am hellen Tag? Dieser junge Mann, der neben ihrer Tochter ging! Mit dem ihre Elise so vergnügt plauderte und lachte!

Unverwandt mußte sie ihn anstarren, als nun die fröhliche Gesellschaft herangekommen war und sie begrüßte. Zerstreut gab sie den jungen Damen die Hand, zerstreut ließ sie sich erzählen: Elise habe den Match gewonnen. Es sei ihr eine fürchterliche Revanche angedroht.

Sie sah nur den Einen, der ihr noch fremd war; er war größer als die anderen: wohl auch etwas älter als die meisten der jungen Herren. Ein hübscher Mensch, trotz der stark vorspringenden Nase, die seinem Profil eine scharfe Zeichnung gab. Der braune Schnurrbart sah flott auf den frischen Lippen; die Augen blitzten kühn und klar. Die ganze Erscheinung machte den Eindruck energischer Kraft.

Als Elise nun ihren Begleiter vorstellte: „Doctor Tiedemann“, grüßte die Mutter, auffallend kühl und gemessen, mit so unfreundlichem Gesicht, daß die Tochter sie betroffen anstarrte und so rasch wie möglich diesen peinlichen Moment zu beenden suchte.

„Wollen wir nicht weiter gehen, Mama? Du lehrst doch mit uns um?“

„Wir werden uns dort an der Ecke verabschieden. Ich möchte noch mit Dir zur Tante Emma.“

„Aber Mama, — ich kann doch nicht, — in diesem Anzug!“ warf Elise ein, von dem seltsamen Ton der Mutter bestreut.

„Das macht nichts. Komm nur!“

Es klang so ungewöhnlich streng und befehlend, daß Elise keinen Widerspruch wagte und sich hastig von ihrer Gesellschaft verabschiedete.

„Was hast Du nur, Mama? Hat Dich jemand geärgert? Ich begreife gar nicht, warum Du heute so ungehalten warst!“ fragte sie, so bald sie allein in der stillen Seitenstraße dahingingen. In ihrer hellen Stimme war noch ein muthwilliger Klang von all dem Lachen und Laufen und Plaudern in der köstlichen, frischen Luft, und wie nun die klaren, braunen Augen so verwundert und unbefangen zu ihr aufsaßen, da schämte sich Bertha ihrer Heftigkeit. Nein, das Kind brauchte nicht zu wissen, welche bittere Erinnerungen der hübsche, junge Mensch in ihr aufgewühlt. Was lag daran, wenn sie sich zuweilen beim Spiele trafen! Es war viel besser, so zu schweigen, sie gar nicht auf ihn aufmerksam zu machen durch neugierige Fragen. Wie lange sie ihn kenne? Ob er nur zu Besuch in München sei?

„Ich bin ein wenig nervös,“ sagte die Mutter ablenkend. „Du weißt ja, solch einsame Nachmittage verstimmen mich immer.“

Elise schob ihren schlanken Arm zärtlich in den der Mutter. Sie hatte noch das Anschmiegende, Einschmelzende wie in ihren Kindertagen. Und wie sie so vertraulich aneinander gelehnt, in gleichem Schritt dahingingen, den hellen Abendhimmel vor sich, der Stadt zu, in der die elektrischen Lampen wie große Monde aufstammten, da durchströmte Bertha ein Glücksgefühl wie nach einer zerflatternden Angst, wie nach einem verklingenden Schmerz. Aber eine gewisse Feindseligkeit gegen das Lawn-Tennis-Spiel machte sich nun bei ihr geltend, und sie suchte förmlich nach einem Anlaß, um Elise von dem Vergnügen abzuhalten. Hatte das junge Mädchen aber doch den eigenen Willen durchgesetzt und kam nun vergnügt und lebhaft von dem Spielplatz zurück, so fragte die Mutter unermüdet, den ganzen Abend lang: wie es denn gewesen sei, was sie geplaudert hätte? Und sie ärgerte sich, als die Tochter unter ihren forschenden Augen bei der Frage erröthete:

„Kommt dieser Doctor Tiedemann jedes Mal?“

„Er hat nicht immer Zeit, Mama,“ erwiderte Elise, die mit ihrem Servietten-Ring tändelte. „Er ist der Einzige, der schon eine Anstellung hat. Aber man merkt es ihm auch an, daß er älter und reifer ist als die

anderen. Man kann sich doch so viel besser mit ihm unterhalten als mit diesen blutjungen Fährlichen und Studenten.“

Sie sah die Mutter nicht an und bemerkte daher deren finstere Miene nicht.

„Er bleibt also hier?“

„Ja, er ist an der Staatsbibliothek, — ich weiß nicht, ich glaube Custos“ nennt man ihn. Jedenfalls hat er Neuphilologie studirt, das erzählte er mir einmal.“ —

„Warum bleibst er denn nicht in Berlin, wo er doch geboren ist? Alle kommen sie hierher und nehmen den Münchnern die Stellung weg,“ sagte die Mutter mit einem Horn, der das junge Mädchen zu dem lachenden Ausruf veranlaßte:

„Warum bringst Dich das so auf! Du hast doch keine Söhne, Mama!“

Ein anderes Mal erzählte die Tochter, die besonders angeregt und fröhlich nach Hause kam:

„Denke Dir, Mama, Doctor Tiedemann's Vater ist der berühmte Schriftsteller, von dem Du auch ein paar Bände in der Bibliothek hast! Ich schämte mich ordentlich, daß ich sie nicht gelesen habe. Warum schließt Du sie mir immer weg? — Aber Mama!“

Bertha war so hastig aufgestanden, daß sie ein volles Glas Rothwein auf dem Tische umwarf.

Die kleine Störung unterbrach das Gespräch.

Die Mutter beugte sich, schweigend und verstimmt, über ihre Zeitung herab. Sie war fest entschlossen, ihrer Tochter künftig das Lawn-Tennis-Spiel zu verbieten. Aber sie hatte keine Ursache zu gestrengem Einschreiten, denn es schneite am nächsten Morgen so beharrlich, daß an ein Spielen im Freien überhaupt nicht mehr zu denken war. Dagegen trafen nun die ersten Einladungen zu Thee's mit Tanz und abendlichen Gesellschaften ein, die aber die Mutter viel weniger beunruhigten, weil sie die Tochter zu diesen Vergnügungen begleiten und beständig im Auge behalten konnte.

In ganz guter Laune fuhr sie mit der in zartrosa Seide gehüllten, sehr freudig erregten Elise zu dem ersten Hausball bei General Decken. Aber es verdarb ihr schon bei dem ersten Schritt in den Saal die Stimmung, daß Doctor Tiedemann sofort auf das junge Mädchen zustürzte und sich eifrig mit deren Tanzkarte zu schaffen machte. Daß er im Grad so stattlich, so bedeutend ausjah unter den noch halb unreifen, jungen Leuten in Civil und in Uniform, das beunruhigte und empörte sie am allermeisten. Und sie mußte ruhig neben den Müttern auf dem Sopha sitzen und höflich reden und lächeln und gelassen zusehen, wie dieser gefährliche Mensch den Arm um die schlank Taille ihrer Tochter schlang, wie die beiden sich während des Walzers anblickten und dann noch in einer Ecke zusammenstanden und hinter dem Fächer flüsternten.

„Elise!“ Die zornige Stimme der Mutter weckte das junge Mädchen aus einem leisen Zwiegespräch, bei dem sie alles um sich her, auch die Mama, vergessen hatte.

„Deine Schleife ist los. Ich muß sie Dir anheften!“

„Ach bitte, laß doch die Schleife, Mama!“ wagte Elise einzuwenden. Aber die Mutter schleppte sie unerbittlich ins Nebenzimmer und nestelte an ihr herum. Am liebsten hätte sie das Kind hier festgebunden; am liebsten hätte sie sich wie eine Schildwache neben sie hingesezt. Doch der Tanz riß sie ihr aus den Händen, und immer wieder kam Doctor Tiedemann auf Elise zu und bat um eine Extra-Tour. Er schien überhaupt nur für sie Augen zu haben und die anderen jungen Damen gar nicht zu beachten. Schließlich gingen sie auch noch Arm in Arm zum Souper. Der Mutter schmeckte der gute Wein wie Galle, und alle die vortrefflichen Speisen, die herübergereicht wurden, schienen ihr wie mit Essig und Bittermut übergossen. Sie mußte zu viel Bitterkeit verschlucken. Bei Tisch konnte sie ihre Elise nicht einmal beobachten. Für die Jugend war in der Halle gedeckt. Nur die lustigen Stimmen klangen herein zu der Tafel, an der feierlicher und ernster das würdige Alter saß. Ihr Tischnachbar, ein lebenslustiger Oberst, langweilte sich entseztlich neben der schweigenden Dame und fragte einmal, als sie wieder für eine köstliche Platte dankte, ob sie sich denn krank fühle?

Sie stammelte eine Entschuldigung: sie habe starkes Kopfschmerz. Aber es war keine Heuchelei, als sie ein paar Stunden später erklärte, es sei ihr ganz elend zu Muth, sie müsse nach Hause fahren.

Elise tanzte eben den Cotillon mit Doctor Tiedemann; das heißt, sie saßen nebeneinander, bis an sie die Reihe kam, blickten sich in die Augen und redeten ganz leise, ganz heimlich, mit einem Zittern der Aufregung in der Stimme, mit weltentrückten, strahlenden Gesichtern, mit heißpochenden Herzen.

Als man Elise sagte, ihre Mutter wünsche nach Hause zu fahren, stand sie Hand in Hand mit ihrem Tänzer. Aber ihre Finger lagen nicht gleichgültig in

den seinen. Sie fühlte deren Druck wie ein süßes, feliges Bekenntniß, und ganz verwirrt, wie aus einem Traum erwachend, blickte sie um sich.

Ihr Tänzer begleitete sie in die Garderobe; er legte ihr den Mantel um, und sie schauten sich noch einmal an, als sie sich Lebewohl sagten. Wie sie sich anschauten! Der Mutter stand das Herz still vor Schrecken.

Im Wagen beherrschte Bertha ihre Aufregung nicht länger. Sie schlang die Arme um ihre Tochter und schluchzte leidenschaftlich:

„Sag' mir, daß Du ihn nicht lieb hast! Du darfst ihn nicht lieb haben! Nie, nie! Wenn Du nur ein bißchen an mir hängst, so versprich mir, daß Du ihm aus dem Wege gehst, daß Du nicht mehr an ihn denken willst!“

„Aber Mama, — warum? Du kennst ihn gar nicht!“ stammelte Elise verwirrt und erschreckt. Sie vermochte kaum zu fassen, was diese Scene bedeutete.

„Ich kannte seinen Vater. Er sieht ihm ähnlich, daß ich erschrad bei seinem Anblick, als stünde ein Schatten vor mir aus vergangenen Tagen. Glaub' mir, er ist falsch, wie sein Vater es gewesen.“

„Nein, Mutter, nein, — das glaube ich nicht!“

„Meinst Du, daß ich es geglaubt hätte, damals, als ich so jung war wie Du? Ich sage Dir, dieser Mann hat mir mein Leben vergiftet, er hat mir mit-leidlos das Herz zertreten. — Er und seine Frau, das sind die einzigen Menschen auf der Welt, die ich hasse! Und ihren Sohn wolltest Du lieb haben! Nein, Elise, das kann ja nicht sein! Das darf ja nicht sein!“

Die arme Elise saß still und frierend in der Wagen-Ecke. So jählings hatte er geendet, dieser wonnigste Augenblick ihres Lebens, der sie noch ganz beherrschte. Ihr schwindelte noch von dem Glück. Wie er sie angesehen, wie er ihre Hand gedrückt, mit welcher unvergesslichem Herzenston er geflüstert hatte: „Dürfte ich immerzu, immerzu in diese lieben Augen schauen!“ Und das unsagbar süße Gefühl, das dabei ihr ganzes Wesen durchfluthet hatte, dieses glückselige Bewußtsein: Er hat Dich lieb!

Sie war so im Bann dieser Erinnerung, daß sie immer wieder zurückfiel in einen Taumel der Freude und die erregten Worte der Mutter nur wie ein fernes Grollen an ihr Ohr klingen hörte.

Dann, als sie zu Hause waren und die Mutter sich in einen Stuhl sinken ließ, erschreckte sie freilich deren bleiches Gesicht mit den tiefen Schatten unter den Augen. Sie holte rasch die Baldriantropfen aus der Hausapotheke.

„Willst Du nicht lieber zu Bett gehen, Mama?“ fragte sie besorgt.

„Nein, nein, ich kann nicht schlafen. Ich will erst Dein Versprechen hören. Ich will erst die Beruhigung haben, daß diese Liebelei zu Ende ist, daß er Dir zum letzten Male den Hof gemacht haben soll, heute Abend.“

Nun füllten sich die jungen Augen mit großen Thränen, und die zitternden Lippen stammelten: „Mir war noch keiner so lieb wie er, — Mama!“ —

„Aber Du hörtest doch, daß es nicht sein darf, daß eine ernste Liebe zwischen Euch ein Unding wäre! Der Sohn eines Mannes, der Deiner Mutter die bitterste Kränkung angethan!“ —

„Was that er Dir denn, Mama?“

Bertha seufzte tief auf. Zu mächtig packte sie die Erinnerung. Wo beginnen? Wie der Tochter schildern, was sie gelitten? Sie fand die Worte kaum.

Dann eilte sie zu dem Bücherschrank, nahm einen Band Heine heraus, blätterte hastig und reichte dann dem bleichen Mädchen eine aufgeschlagene Seite. „Siehst Du, hier, — diese Verse habe ich niemals lesen können, ohne an ihn zu denken, ohne die bittere Empfindung, daß ich ihm diese Anklage hätte ins Gesicht schreien mögen!“

„Hätt' er menschlich ordinär  
Nicht gehalten, was versprochen,  
Hätt' er nur sein Wort gebrochen,  
Zürnen wollt' ich nimmermehr.“

Aber unverzeihlich ist,  
Daß er mich getäuscht so schnöde  
Durch den Doppelsinn der Rede  
Und des Schweigens größ're List.“

„Ich verstehe nicht ganz, Mama,“ sagte Elise traurig und verzagt.

Die Mutter rauschte in ihrem schweren Atlasgewande durch das Zimmer, wie um ihre Gedanken zu sammeln, wie um ihr stürmendes Herz zu beruhigen.

„Also höre, Kind! Ich habe diesen Mann geliebt, wahninnig, zäh, hingebend, mit aller Gluth und allen Qualen einer ersten, großen Leidenschaft. Es kam so viel zusammen, um die wilde Flamme zu schüren. Ich wuchs ohne Mutter auf, und mein Vater war ein etwas derber, verschlossener Mann, der gar kein Verständniß hatte für meine Freude an Büchern, für meine ganze Empfindungswelt. Jahr um Jahr brachten wir die

Sommermonate an dem stillen Walchensee zu; ich war allein und mir selber überlassen. Der Vater fischte den lieben langen Tag. Und in dieser schönen Einsamkeit trat er mir gegenüber, mit seiner guten Erscheinung, schon verklärt vom ersten Dichterruhm. Es war kein Kunststück, daß sich ein junges, schwärmerisches Ding in ihn verliebte. Aber ich versichere Dir, — er hat sich auch Mühe gegeben. Er sah, er wußte, daß meine Liebe, die ich als naïver Backfisch kaum zu verbergen vermochte, von Sommer zu Sommer mit größerer Begeisterung und tieferem Ernst emporwuchs. Und dennoch kam er alljährlich wieder und goß Del ins Feuer mit seinen wunderbaren Versen, die mich toll machten vor Stolz und Bewunderung und Sehnsucht."

"Ach, er hat Gedichte an Dich gemacht, Mama!" rief Else unwillkürlich voll Interesse.

"Ja, Kind! Schöne, wohlklingende Gedichte, die sich so recht ins Ohr schmeichelten. O, nach Jahren hat er sie alle drucken lassen. Der kleine Roman von Walchensee war für ihn nur ein 'Stoff'. Ein Füllsel für seinen Band Lyrik!"

Bertha hatte es in leidenschaftlicher Erbitterung ausgerufen. Dann sich zur Ruhe zwingend, fuhr sie fort:

"Weißt Du, Else, — wenn er nur wahr, wenn er meinetwegen grausam aufrichtig gewesen wäre! Wenn er mir gezeigt hätte, daß meine Neigung ihm weiter nichts sei, als eine Zerstreung für langweilige Augustwochen! Oder wenn das bißchen Liebe, das er für mich hatte, so allmählich in den fünf Jahren, in der langen winterlichen Trennung, verblaßt und eingerostet wäre! Ich hätte es ihm ja verzeihen müssen, so weh es mir gethan, und eines Tages würde ich die große Enttäuschung verwunden und vergessen haben, wie andre Mädchen auch, die einmal unglücklich verliebt waren. Aber das ist's, was mich heute noch so empört, daß ich schließlich wie eine Thörin dastand! Seine berechnende Schlaue, die ich ja erst viel später durchschaute! Ein bindendes Wort, ein Versprechen, schwarz auf weiß, hatte er mir ja nicht gegeben! Er hätte, wenn ihm je ein Vorwurf ins Gesicht geschleudert worden wäre, mit ganz unschuldigen Augen erwidern können: Ja, wenn sie sich etwas einbildete! Wenn sie einen harmlosen Firt für ernst nahm! Immer nur halbe Andeutungen: Wie viel Glück er von der Zukunft hoffe! Wie er neue und immer neue Erfolge ersehne, nicht aus Ehrgeiz, nein, für ein viel heiligeres Ziel! Wie bitter es sei, seinem Herzen immerzu Schweigen und Geduld befehlen zu müssen!

Die Worte allein waren es ja nicht! Der Ton, der Blick, so tief, tief in die Augen, in die Seele hinein! Und in dem letzten Sommer, in den allerletzten Tagen noch, wie war er da lieb zu mir und herzengewarm, und wie drückte er mir die Hand und nannte mich mit süßen Namen: sein Nixlein, seine Muse, seinen Schutzgeist! Ich mußte ja glauben: Nun endlich, endlich kommt das große, langersehnte Glück! Eine junge Berliner, Fräulein Käthe von Zolling, die damals mit ihren Eltern einige Wochen an dem Walchensee verbrachte, war meine Vertraute. Ich konnte mein Bangen und Hoffen, meine seltsame Unruhe nicht mehr verbergen. Beim Abschied küßte sie mich und flüsterte: Viel Glück zur Verlobung! Und wenn Sie als junge Frau nach Berlin kommen, wollen wir gute Freundinnen sein, nicht wahr?"

Und ein paar Wochen später ist Ernst Tiedemann abgereist, ganz plötzlich, ohne Lebewohl. Mein Vater brachte mir seine höflichen Empfehlungen. Er sei durch ein Telegramm eiligst abgerufen worden. Ich habe gewartet in Martern und Verzweiflung auf ein erklärendes Wort, auf eine erlösende Botschaft, — schließlich nur mehr auf eine Zeile zum Abschied. Aber er blieb stumm. Wie oft habe ich mich im kleinen Kahn hinausgerudert auf den dunkeln See, mit dem übermächtigen Verlangen, in dem düsteren Wasser Ruhe zu suchen für meine todt-wunde Seele. Nur die immer wiederkehrende Hoffnung hielt mich zurück: 'Es kann ja nicht sein! So kann es nicht enden!' Meinem Vater ward wohl bang, wenn er meine verstörten Augen sah, denn er reiste eiligst heim und nahm eine Verwandte in das Haus, die mich förmlich bewachen mußte. Und dann, ein Jahr später, da kam das Ende: Ernst Tiedemann hatte sich mit Käthe von Zolling verlobt!"

Bertha war aufgesprungen in ihrer Erregung. Angstvoll hingten die Augen des jungen Mädchens an den düsteren Zügen der Mutter.

"Ein Nachspiel hatte die Geschichte noch. In einem Roman, mit dem er seinen größten Erfolg erzielte, da schilderte er ein thörichtes, junges Ding mit einem heißen Herzen, das sich aus unglücklicher Liebe in den See stürzt. Es war allerdings ein blondes Fischerkind, aber ich erkannte dennoch mein Bild! Dieses tragische Ende hatte er vielleicht erwartet. Es wäre ihm auch nur eine 'Emotion' gewesen, die er 'ausgeschlachtet' hätte, wie alles andere!"

Sie lachte bitter auf.

"Wer weiß auch, ob ich das Leben ertragen hätte," fuhr sie rauher fort, "wenn Dein Vater nicht gekommen wäre, mit seinen milden, guten Augen voll warmem Verständnis, voll Mitleid und Erbarmen. Aber glaube mir, auch ihm hat die Schuld jenes anderen Jahre des Glücks gekostet, auch er hat gelitten unter all der Erbitterung, die mir das Herz vergiftet hatte!"

Sie ergriff die eiskalten Hände der Tochter. Sie richtete ihre heißen Augen fest auf das junge Gesicht: "Siehst Du nun ein, daß Du ihn nicht lieben darfst, den Sohn dieser Eltern!"

Um Else's Lippen zuckte verhaltenes Weinen. Sie hätte gern erwidert: Was kann der Sohn für das Unrecht, das der Vater an Dir gethan? Aber sie war zu tief erschüttert von diesem Einblick in das Herz der Mutter. Ihr schauderte vor diesen leidenschaftlichen Schmerzen, die nach fast dreißig Jahren noch so mächtig nachhallten, daß die Gestalt der Mutter bebte, daß ihre Züge wie zerfallen schienen von der tiefen Erschütterung dieser unverwundbaren Erinnerung.

"Ich will versuchen, ihn zu vergessen, Mutter," stammelte sie zögernd, als ringe sich ihr jedes Wort mit einem Riß vom Herzen los. "Ich bleibe bei Dir zu Hause, immer. Ich gehe nicht mehr in Gesellschaft, nie mehr, Mama!" Und von Nahrung überwältigt, schmiegte sie ihr Gesicht an die Schulter der sie leidenschaftlich an sich drückenden Frau und verbarg ihre Thränen.

Nach dieser heißbewegten Nachtstunde kamen recht stille Tage, an denen eine leise Wehmuth auf den beiden Damen lastete und sie nur sanfter und liebevoller zu einander machte als sonst. Aber bei ruhiger Ueberlegung, die auf die leidenschaftliche Aufwallung folgte, konnte Bertha es nicht billigen, daß ihre Tochter sich von aller Geselligkeit fernhielt, und sie redete immer wieder auf das junge Mädchen ein:

"Du kannst Dich doch nicht einsperren, wie eine Nonne! Was sollen denn die Leute denken?"

Else setzte dem Drängen der Mutter einen beharrlichen Widerstand entgegen: "Nur mit gleichgültigen Leuten die Touren abtanzen, — nein, Mama! Das mag ich nicht. Da bleibe ich lieber zu Hause."

Je heftiger die Mutter wurde, desto trotziger schüttelte Else den Kopf. Es brachte die heißblütige Frau zur Verzweiflung, daß dieses Kind, das sie niemals aus den Augen gelassen, eine fremde Individualität geworden, mit einem eigenen Willen, mit eigenen Gedanken, daß sie über dieses Geschöpf, das sie mit solcher Hingebung liebte, keine Macht haben sollte. Um jeden Preis wollte sie die Herrschaft behalten über diese junge Seele, kämpfen mit aller Gewalt gegen den tiefen Eindruck, der sie ihr entfremdet hatte. Aber Else zog sich nur scheuer von der Mutter zurück, je mehr diese die tyrannische Seite ihres Wesens herauskehrte.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

## Nasenleiden und Nervenleiden.

Von Dr. Maximilian Dresgen in Wiesbaden.

Wenn heutzutage jemand in kleinem oder großem Kreise über Nervenleiden sich vernahmen läßt, so werden alle Anwesende mehr oder weniger "nervös". Das liegt im Zuge unserer Zeit, in der jeder arbeitende Mensch bestrebt ist, möglichst viel und möglichst rasch zu erwerben. Die Folge davon ist dann ausnahmslos ein zu starker Verbrauch von Nervenkraft, was sich bei Einem, der schwächer ist, als der Andere, frühzeitiger als beim letzteren durch Erkrankung dieser oder jener Körpergebiete zu erkennen giebt. "Nervös" ist aber schließlich jeder, und deshalb erregt ihn auch jedes Gespräch oder jede Mitteilung über Nervenleiden unmittelbar. Auch Ärzte sind nervös, theilweise sogar in sehr hohem Grade, sobald diese besonders in Aufsätzen, welche in gemeinverständlicher Schreibweise ärztliche, aber allgemein wissenschaftliche Gegenstände behandeln, ein Verbrechen gegen die Majestät ärztlicher Wissenschaft und Kunst erblicken.

Ueberhaupt ist man gegen solche "populäre Artikel" in ärztlichen Kreisen sehr empfindlich geworden, — einmal, weil thatsächlich dadurch nicht selten Unheil gestiftet wird (Aufsätze und Bücher in der Art des Buches "Vom gefunden und kranken Menschen"), und dann weil die frühere Geheimnißtrümmerei den Kranken gegenüber immer schwieriger wird. Das letztere ist aber ein Glück für beide Theile, denn der Arzt muß trachten, gut zu untersuchen und das Gefundene richtig zu bewerten, damit er nachher auch verständlich darüber sprechen kann; selbstverständlich wird ihm dadurch die Pflicht, dem Kranken selbst gegenüber manchmal etwas zu verschweigen, durchaus nicht erschwert, vielmehr sehr erleichtert.

Wir sind der Meinung, daß jede Wissenschaft und Kunst, die ärztliche nicht ausgeschlossen, für die Allgemeinheit eine Summe nicht nur des Wissenswerthen, sondern auch des Wissensmöglichen und Wissensdienlichen hat; daß das Alles aber erst in geeigneter Weise durch Veröffentlichung aus seiner streng wissenschaftlichen Umhüllung unter Verknüpfung mit allgemein verständlichen Gesichtspunkten den Laien zugänglich und verwertbar gemacht werden muß, sollen diese davon überhaupt Nutzen haben, versteht sich von selbst. Jede Allgemeinbildung aber

wird vertieft, wenn sie ihre Nupanwendung auf eigentlich außerhalb ihr liegende Gegenstände finden muß.

Von diesen Gesichtspunkten aus gehe ich auch heute wieder an den von mir gewählten ärztlichen Vorwurf. Die eigentliche Anregung dazu fand ich in einer vor einiger Zeit erschienenen wissenschaftlichen Schrift eines unserer tüchtigen Urtheiler wegen allgemein am meisten werthgeschätzten, engeren Fachgenossen.<sup>1)</sup> Er schrieb: "Daß ein Nasenleiden allein durch ständige Reizung des Nervensystems den Menschen gelegentlich hysterisch oder neurasthenisch macht, ist leider noch heute den praktischen Ärzten nicht genügend geklärt." Das ist zwar ein hartes, aber gerechtes Urtheil. Denn es giebt leider keine Entschuldigung für den soeben festgestellten Thatbestand: Jeder Arzt kann heutzutage wissen, daß viele an sich manchmal unmittelbar wenig Beschwerden verursachende Nasenleiden dennoch recht schwer krank, wie man sagt, nervenleidend machen können.

Wie oft erlebt man es doch, daß gegen einen nervösen Krankheitszustand, — sei es welcher Art immer, — alle möglichen, ja unmöglichen Körpertheile verdächtigt und in entsprechender Behandlung genommen wurden, ohne auch nur die geringste Besserung im Befinden des Kranken zu erreichen; und dennoch versiel niemand auf den einzig richtigen Gedanken, die im vorliegenden Falle stets von sogenannten Katarthen heimgesuchte Nase einmal einer sachverständigen Untersuchung unterziehen zu lassen, um wenigstens zunächst festzustellen, ob eine Möglichkeit des Zusammenhanges der offenbar erkrankten Nase mit dem bisher von allen Seiten ohne jeden Heilerfolg angegriffenen Nervenleiden vorhanden sei.

Ja selbst dahingehende Winke des Kranken werden oft mit überlegener Miene bei Seite geschoben, bis letzterer auf eigene Faust seinen Gedanken ausführt und von seinem monate-, oft jahrelangen "Nerven"-Leiden in kurzer Zeit durch Beseitigung seines Nasenleidens geheilt wird. Es liegt immer wieder und immer noch die leidige Unterschätzung eines sogenannten Schnupfens zu Grunde. Wenn Laien sich über die Bedeutung eines Nasenleidens keine Rechenschaft ablegen können, so ist das nicht zu verwundern; denn in ihren Kreisen vermag unser heutiges Wissen von der Bedeutung des Nasenleidens nicht so schnell Platz zu greifen, nachdem in Folge der durch Jahrhunderte hindurch bestandenen Unmöglichkeit, die Nase richtig untersuchen zu können, eine Vernachlässigung ihrer Erkrankungen nothwendig sich ergeben, und demgemäß auch allgemein der Glaube an deren Bedeutungslosigkeit entstehen mußte. Es ist aber nicht zu rechtfertigen, wenn Ärzte heutzutage noch auf dem gleichen laienhaften Standpunkte stehen, nachdem nicht sowohl auf den Hochschulen entsprechender Unterricht erteilt wird, als auch jede mächtig große Stadt in der Regel mehr als einen Nasenarzt aufweisen kann, in welcher Thatfache sich allein schon die Bedeutung von Nasenleiden ausdrückt.

Wir haben heute nur diejenigen Nasenleiden, welche in Beziehung zum Nervensysteme treten und dadurch Nervenleiden hervorgerufen oder mit verursachen können, in Betracht zu ziehen. Im wesentlichen handelt es sich hier um Nasenleiden, welche innerhalb der Nasenhöhle durch zeitweise wechselnden Druck geschwollener oder irgendwo verdickter Schleimhaut auf die Nerven zunächst der Nase selbst und dann durch Fortleitung dieses Reizes auf die nähere oder entferntere Nachbarschaft wirken. Ich vermeide es, alle Fälle im einzelnen zu erörtern, da dies nicht nur zu weit führen würde, sondern auch ein tieferes Verständnis des Gegenstandes voraussetzt.

Ich habe schon im Jahre 1884 auf dem internationalen medicinischen Congresse zu Kopenhagen darauf aufmerksam gemacht, daß in Verbindung mit Nasenleiden schwere seelische Störungen vorkommen, und daß diese in Kaltwasser- oder Nerven-Heilanstalten vergebens auf Heilung warten, so lange nicht das zu Grunde liegende Nasenleiden beseitigt ist. Eine wie große Zahl von mit Kopfschmerzen geplagter Menschen rasch wieder gesund gemacht werden könnte, wenn sie ihr seit langen Jahren mißachtetes Nasenleiden beseitigen ließen, läßt sich gar nicht ermessen. Ich habe mich über diesen Gegenstand eingehend an anderem Orte<sup>2)</sup> geäußert. Es bleiben freilich immer noch genügend Fälle von Kopfschmerzen, welche mit Nasenleiden entweder keinen oder nur nebensächlichen Zusammenhang haben, übrig. Aber es muß doch in jedem Falle verlangt werden, daß die Nasenhöhlen von einem Sachverständigen untersucht werden, und zwar nicht erst, nachdem lange Zeit hindurch von allen anderen Seiten herumcurirt worden ist, sondern gleich von vornherein. Wie manchen Fall giebt es auch, in welchem der Kopfschmerz neben einem anderen Leiden auch noch durch ein Nasenleiden mitbedingt wird. Und in solchen Fällen kann durch geeignete und vorsichtige Behandlung der Nase der Kopfschmerz wenigstens gemildert werden. Die vielen aus lange vergeblich behandelten Kopfschmerzen sich ergebenden Gemüthsversimmungen könnten sehr häufig vermieden werden, wenn rechtzeitig ein den ersteren zu Grunde liegendes Nasenleiden zur Heilung geführt würde.

Aber nicht bloß das Gehirn kann durch ein Nasenleiden in Mitleidenschaft gezogen werden, auch nähere oder entferntere Körpertheile können darunter leiden. Dahin gehören Augenstörungen, Augenschmerzen bestimmter Art, Sehstörungen, Ohrenklingen, Schlingkrämpfe, Kehlkopfkrämpfe u. s. w.; auch das nervöse Asthma gehört in sehr vielen Fällen hierher. Eine durchaus nicht seltene Erscheinung ist auch nervöses Herz-Klopfen, sowie unregelmäßige Herzthätigkeit bei sonst vollständig gesundem Herzen.

Eine ganz besondere Aufmerksamkeit gebührt aber den nervösen Störungen der Kinder, da gerade bei diesen der Nasenluftweg recht häufig erkrankt ist. Eine ausführlichere Behandlung dieser Frage findet man in einer besonderen Schrift von mir.<sup>3)</sup> Wie manche Mutter ist oft verzweifelt, wenn ihr Liebling nicht gedeiht, wenn er trotz aller denklichen, auch richtigen Pflege keine Fortschritte in der geistigen Entwicklung macht. Besuchen die Kinder die Schule, so bleiben sie hinter anderen zurück, sind träumerisch, unaufmerksam und auch unfähig, den

<sup>1)</sup> Strübing, Der Laryngospasmus (respiratorischer Kehlkopfkrampf), seine Genese und seine Beziehungen zu inneren Erkrankungen. Halle a. d. S., 1897. Karl Warkhold.

<sup>2)</sup> Der Kopfschmerz bei Nasen- und Nasenleiden und seine Heilung. 2. Aufl. 1894. Leipzig. Alfred Langhammer.

<sup>3)</sup> Ueber die Bedeutung behinderter Nasenathmung, vorzüglich bei Schulkindern, nebst besonderer Berücksichtigung der daraus entstehenden Gedächtnis- und Geisteschwäche. Hamburg 1890. Leopold Voss.

gebotenen Lehrstoff in sich aufzunehmen. Viele klagen über Kopfschmerz, viele auch nur über Eingenommenheit des Kopfes; immer aber ist ihr Kopf nicht frei zum Begreifen dessen, was andere Mitschüler spielend in sich aufnehmen. Und dabei kann täglich die Beobachtung gemacht werden, daß durchaus keine Dummheit bei den Kindern vorliegt, vielmehr eine durch ein körperliches Leiden bedingte geistige Behinderung den Grund für ihr Zurückbleiben in der Schule bildet. Betrachtet man solche Kinder nun etwas genauer, so kann man ohne weiteres ausnahmslos feststellen, daß sie Mundathmer sind, d. h. daß sie den natürlichen Athmungsweg, der nur durch die Nase führt, nicht oder nicht ausreichend zu benutzen vermögen.

Die hier in Betracht kommenden Nasenleiden betreffen, wie bereits kurz angedeutet wurde, Verschwellung oder Verengerung des Nasenluftweges. Dahin rechnet man auch jene Verengerungen, welche eigentlich im obersten Theile der Nasenhöhle unmittelbar hinter der Nasenöhle ihren Sitz haben und als Vergrößerung der Nasenmandel, — die Gaumenmandeln haben ihren Sitz in der durch die Mundöffnung sichtbaren sogenannten Nasenenge, in die von oben das bekannte Zäpfchen hineinragt, — ziemlich allgemein bekannt sein dürfte. Alle diese geschwulstartigen Verdickungen besitzen in Folge eines eigentümlich gebauten und angeordneten Gefäßnetzes die Eigenschaft, aus verschiedenen Ursachen an- und abzuweichen zu können; für die Nasenmandel gilt dies im wesentlichen nur unter entzündlichen Verhältnissen, z. B. beim frischen Schnupfen; allein es giebt keinen Fall von Vergrößerung der Nasenmandel, in welchem nicht auch eine zuweilen sogar beträchtliche Verschwellung der Nasenhöhle besteht, wenn auch nach Beseitigung jener fast regelmäßig eine Abheilung und damit scheinbare Befreiung der Nasenhöhle sich einstellt; doch ist dies immer nur von kurzer Dauer, da die augenblickliche Entlastung der Nasenhöhle rasch wieder verschwindet und einer meist erheblicheren Verschwellung Platz macht.

Die verschiedenen nervösen Erscheinungen, welche im Gefolge von Nasenleiden sich einstellen, sind natürlich, abgesehen von anderen hierher nicht gehörigen Einflüssen, auch von der Art des Nasenleidens, bezw. von der Beschaffenheit des Gerüches der Nasenhöhle abhängig. Eine bedeutende Rolle spielen hierbei die so häufig vorhandenen Ungleichheiten beider Nasenhälften, die durch Verkümmungen der Nasenschleimhaut bedingt werden. Die letzteren aber haben zum größten Theile ihre Ursache in Gewaltwirkungen, die vornehmlich in frühesten Jugend beim Wehenlernen Zutreffen und deshalb meist nicht beachtet werden. Wie unzählig oft fallen kleine Kinder doch auf die Nase, ohne daß dieser Umstand weiter beachtet wird, selbst dann nicht, wenn es dabei ein wenig blutet! In solchen Fällen tritt sehr häufig eine bedeutende Verengerung einer Nasenhälfte und dadurch erhöhte Druckercheinung bei Schleimhautverschwellung mit nachfolgender Reizempfindlichkeit der Empfindungsnerven der Nasenhöhle mit allen ihren bereits kurz angedeuteten nervösen Leiden ein. Nur durch vollständige Ausschaltung der Empfindlichkeit der Nasennerven durch Ausschwellung ihrer Schleimhaut zu reizen, ist es möglich, das Nervenleiden günstig zu beeinflussen oder zu heben. Daß dies aber keiner bloß roh handwerksmäßig eingreifenden Berührungskraft, welche die so überaus wichtigen allgemeinen Maßnahmen unterläßt, gelingt, hat schon Mancher, der das rein Neuzerliche dieser Behandlung erlernt zu haben glaubte, erfahren müssen.

Nachdruck verboten.

## Hans Joachim von Zieten als Gatte und Familienvater.

Ein Gedenkblatt zu seinem 200. Geburtstage, dem 14. Mai 1699.

Von A. von Winterfeld.

Nicht bloß die großen Thaten hervorragender Männer sind es, die wir kennen müssen, sondern, wenn wir sie ganz verstehen und würdigen wollen, auch ihr Privatleben, in welchem ihre rein menschlichen Eigenschaften stärker hervortreten. Die Heldenthaten des tapferen, schneidigen, schlichten und frommen Reiterführers Hans Joachim von Zieten sind, von der Geschichte aufgezeichnet, allgemein bekannt; weniger bekannt aber ist sein Privatleben, namentlich als Gatte und Vater, auf welches wir hier einen Blick werfen wollen.

Zieten stammte aus keiner reichen Familie. Sein Vater besaß nur einen Drittel-Anteil an dem Rittergute Wustrau bei Neu-Kuppin und hatte Mühe, sich und seine Familie durchzubringen. Als einzigem Sohn fiel Zieten nach seines Vaters Tode dies kleine, dazu noch mehrfach belastete und wenig einträgliche Erbe zu, das zu erhalten, emporzubringen und zu vergrößern er sich mit allem Eifer angelegen sein ließ, so viel sein militärischer Beruf ihm Zeit dazu gewährte. Glücklicherweise sollte er in seiner Gattin hierbei eine einsichtsvolle und thätige Gehilfin und Stellvertreterin finden.

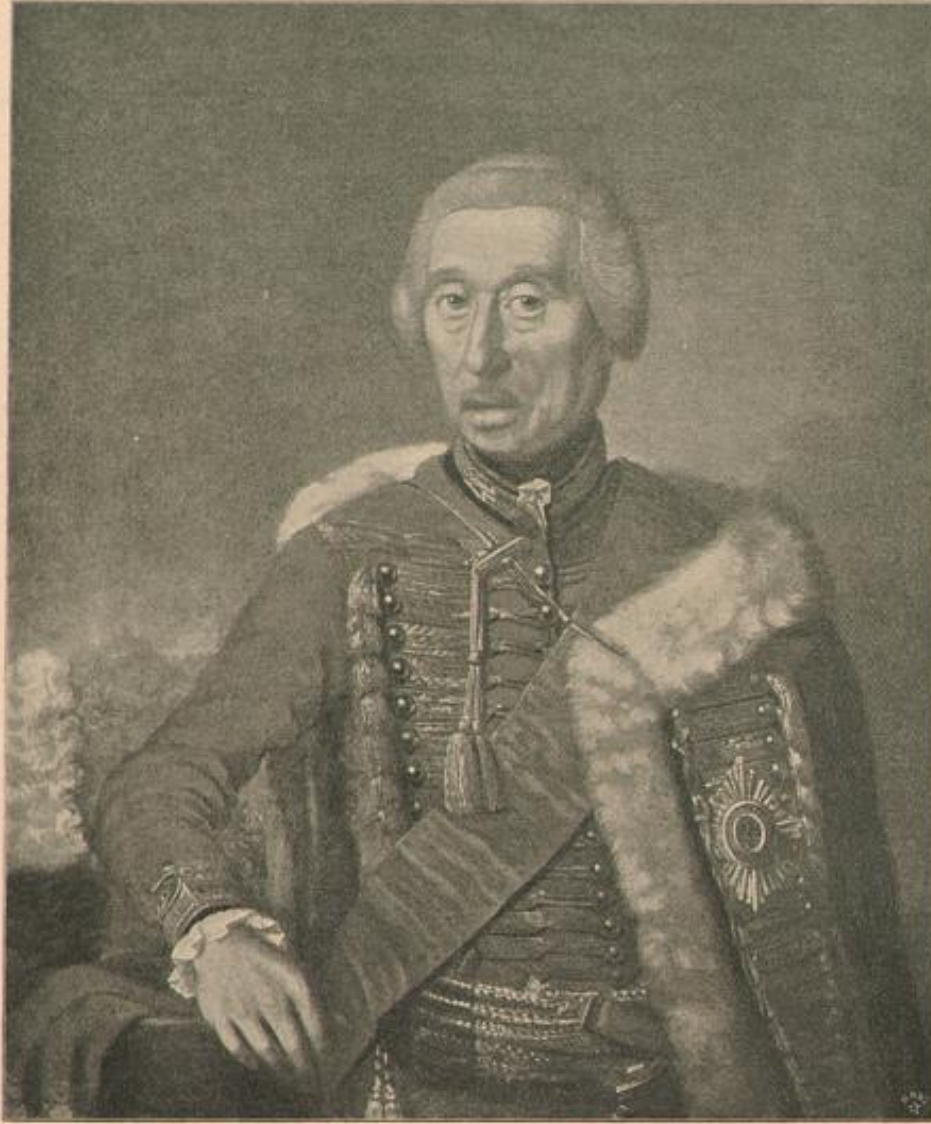
Obgleich Zieten eine starke Neigung für ein gemüthvolles Familienleben besaß, so vermochte er doch nicht eher, als bis er zum Major ausgerückt und bereits vierzig Jahre alt war, zu heirathen und einen Hausstand zu gründen. Zu seiner Gattin erkor er aus reiner Herzensneigung, die ebenso erwidert wurde, seine dreißigjährige Cousine Judith von

Jurgas, welche, wie er, mit Glücksgütern wenig begab, aber dafür eine tüchtige, fleißige und sparsame Land- und Hauswirthin war.

Die Ehe, in der gegenseitige Liebe und Vertrauen herrschten, war außerordentlich glücklich. Wie innig das Verhältniß der beiden Ehegatten zu einander sich gestaltet hatte, bezeugt ein im Familien-Archiv in Wustrau befindlicher, an ihren im Felde abwesenden Mann gerichteter Brief der Frau von Zieten, datirt Breslau<sup>\*)</sup>, den 25. August 1749.

Derselbe lautet in seiner originellen Orthographie und Interpunktion:

„Mein Herzens-Männchen,  
Endlich bin ich nach vielem Lamentiren und Herzeleid so glücklich, von Deinem Wohlsein die angenehme Versicherung zu



Hans Joachim von Zieten.

Nach einem Original-Bildniß.

erhalten und dazu die Zeitung von dem gehaltenen recontre viel eher eingelaufen, als mein Herzchen sein Brief, und da hier weitausläufig davon gesprochen, auch alle andern Dames von ihren Männern briewe belamen, so weiß ich, was es mir wieder gefohtet; doch gelobet sei die unermüdlige Battertreue Gottes, so bisher Dir in seinen Schut genommen und noch ferner des Erbarmens über uns nicht müde werden wird; allein, mein Engel, negligire Dir auch nicht ohne Noth, indem man auch davon Nachenschaft zu geben; denn wie ist es möglich, daß bey so kalten Nächten die Gesundheit kan conserviret werden, wenn man in kein bette kompt, weshalben ich nicht leugnen kan, daß es mir manche Wunde im Herzen schmed, daß mein Engel so schlecht vor seine Gesundheit sorgt, ich nehme mir daher abermahl die Freyheit, ohne permission den bettsack und die bettstelle mitzufenden, mit der inständigsten Bitte, doch Deiner leute commoditet, die so schon genung eingeriffne, nicht Deiner eignen Gesundheit und mir, die ich doch größer part daran nehme, vorzuziehen; ich hätte gern das teezeug auch mitgeschickt; weil ich aber wohl weiß, daß mein Herzchen sich so viel nicht zu gubte tubt, werde mir darüber erst nachricht außbitten, auch ob es nicht möglich, daß wenn das Lager eine Zeit stehen bleibt, ich das Glück haben kan, bey mein Schöpfchen zu sein; die Major von Winterfeld ist heute schon weg nach ihrem Mann gegangen, und morgen gehen noch mehr Dames von hier, und will ich gern incontinio sein und wenig Zeug mitnehmen, doch bin zufrieden, wie es mein Herzchen am commodesten, nur das einzige bitte mir aus, daß Du Dir nicht so erkältest, da Du mit Wicht und Krafft incommodit, lönte leicht eine contraction darauß entstehen. Da Du wohl weißt, wie ich Dir liebe, so kann ich auch mit allem recht pretendiren, daß Du Dir meinethalben in acht nimbst; nun, mein Herzchen, ich Empfehle Dir noch der treuen obhuth Gottes und bitte mir alle wohl lieb zu behalten, die ich mit unveränderter treue Ersterbe

Mein Herzens Männchen  
Deine treue Frau  
J. de Zieten.

P. S. Ich möchte wohl wissen, ob meine briewen alle eingelaufen; die General Viehingen ist so guth gewesen und hat einen an Ihren Mann mit eingeschlossen. Sie macht auch ein Compliment. Adieu, mon ange, je vous embrasso mil

\*) Viele Offiziersfrauen hatten sich nach Breslau begeben, um ihren Männern näher zu sein.

fois et s'il est possible, fais moi le plaisir de me faire venir.“

Den Wunsch seiner Frau, zu ihm kommen zu dürfen, erfüllte Zieten zwar nicht, weil Frauen, nach seiner Meinung, nicht ins Kriegslager gehörten, aber als er 1745 in Folge der Strapazen ernstlich erkrankte und in Patzschau ein Erholungsquartier beziehen mußte, ließ sich die treue Gattin nicht abhalten, zu ihm zu eilen und ihn wieder gesund zu pflegen.

Zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter, erhöhten das Glück der Ehe. Der Sohn starb jung, die Tochter heirathete später einen Lieutenant von Jurgas.

Im Jahre 1756 erlebte Zieten den großen Schmerz, die liebevolle Gattin, die in rührender Pflichttreue Freud und Leid mit ihm getheilt hatte, durch den Tod zu verlieren.

Erst nach dem siebenjährigen Kriege, als er zurückgekehrt in sein Heim, dasselbe ohne Hausfrau lde und verlassen fand, entschloß sich Zieten, obwohl bereits fünf- undsechzig Jahre alt, zu einer zweiten Ehe. Seine Wahl fiel auf Elisabeth von Platen, die erst sechsundzwanzig Jahre alt, also fast vierzig Jahre jünger war, als ihr Gatte.

Dem erbetenen Vermählungs-Consens fügte der König mit seinem Glückwunsch scherzhaft hinzu: „Wenn ich wüßte, wo Ihr Eure Hochzeit celebriren werdet, würde ich selbst dahin kommen, um auf solcher zu tanzen.“

Zwar war Friedrich verhindert, auf der Hochzeit, die am 23. August 1764 stattfand, zu erscheinen, beschenkte aber die Braut mit einem kostbaren Brillantring.

Was aber das Tanzen anbelangt, so setzte Zieten auf seiner Hochzeit alle Gäste in Verwunderung durch die Grazie und Leichtigkeit, mit der er noch zu tanzen verstand.

Vor der Hochzeit schenkte er seiner Braut, die wenig mehr als eine bescheidene Aussteuer ihm zugebracht hatte, einen Schmuck im Werthe von zweitausend Thalern und nach derselben ein Kaffee- und Thee-Service „mit goldenem Rande.“

Der große Altersunterschied zwischen den beiden Ehegatten hinderte nicht, daß auch die zweite Ehe sehr glücklich ausfiel. Die junge Frau machte es sich zur Lebensaufgabe, ihrem hochverehrten, ruhmgekrönten Gatten den Abend seines Lebens durch ein schönes, friedliches Familienleben zu verschönen. Ueber die Geburt eines Sohnes, im Jahre 1765, als Ersatz für den früh verlorenen ersten Ehe, war Zieten hocherfreut.

Zur Taufe desselben erschien der König als Pathe mit der Königin und legte dem Täufling das Patent als Cornet in die Wiege.

Noch zwei Kinder entsproßten der Ehe, ein Sohn, der früh starb, und eine Tochter, welche nachmals einen Grafen Redern heirathete.

Mit siebzig Jahren trat Zieten in den Ruhestand und lebte nun im Sommer auf seinem Gute Wustrau, das er gänzlich an sich und zu hoher Blüthe gebracht und auf welchem er das zwar einfache und schmucklose, aber geräumige und wohlliche, noch heute bestehende herrschaftliche Wohnhaus erbaut hatte, im Winter in seinem Stadthause, Kochstraße Nr. 61—62 in Berlin, allgemein verehrt und geliebt

von seiner Biederkeit, Sächlichkeit, Bescheidenheit und Leutseligkeit auch gegen den Geringsten. Selbst äußerst einfach in seinen Bedürfnissen, liebte er es doch, einen Kreis von Verwandten und Freunden um sich zu verammeln und gastlich zu bewirthen.

Von seinem dankbaren König aber wurde der alte Held bis zu seinem Ende mit Huldbeweisen und zarten Aufmerksamkeit aller Art überhäuft. Oft besuchte ihn Friedrich in Berlin, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, und wenn es dem hochbetagten Greise zuweilen begegnete, daß er an der königlichen Tafel einschloß, dann gebot Friedrich seinen Gästen, leise zu sprechen, indem er sagte: „Wacht mir meinen alten Zieten nicht auf; er hat genug für uns gewacht!“

Diese und ähnliche Scenen sind durch Chodowiecki und Menzel verewigt worden.

Wenige Monate vor seinem König, am 27. Januar 1786, im Alter von siebenundachtzig Jahren, wurde Zieten, ohne eigentliche Krankheit, durch einen schnellen, sanften Tod aus diesem Dasein abgerufen. Im Gedächtnisse seines Volkes aber lebt er fort als der im besten Sinne populärste von den Helden des großen Friedrich.

Nachdruck verboten.

## Die Engländerin.

Novelle von Gerhard Walter.

er Forstassessor Vollmar Runze saß behaglich in seiner Waldklausur. Die Sonne schien hell durch das Fenster und auf den Frühmütschisch, auf welchen Anno, der brave Stichelhaarige, den großen, klugen Kopf gelegt hatte, seinen Herrn vertraulich anblinzeln und zuweilen mit der buschigen Rute den Boden segnend in stummer Bitte um einen guten Broden aus der Hand des Herrn. Dieser hatte augenblicklich aber keine Zeit für seinen vierbeinigen Freund. Ein Brief, den er in der Hand hielt, beschäftigte ihn viel zu sehr. „Mein lieber Freund,“ stand darin zum Anfang. Ein gutes Nachen slog über das Gesicht des stellvertretenden Oberförsters. „Immer dieselbe,“ sagte er sich, „und das ist hübsch von ihr, daß sie nach ihrer Heirath mir das geliebte ist, was sie vorher war. Weiter! Sie war immer so etwas wie mein guter Geist.“

„Ich habe heute nicht zu viel Zeit. Aber grüßen wollte



Stadt und Land. Nach dem Gemälde von R. Semp.  
Photographie-Berlag von Viktor Kugeler in Wien.





doch auch eine feste innere Form haben. Und weil er aus warmem deutschen Fühlen und aus naiver Phantasie-Anschauung heraus zum Dichten kam, so mußte er auf einem kleinen Gebiete schließlich Meisterliches leisten. Mit treuerberzigem Schalkshumor und mit einer Kunst der sprachlichen Nachformung der Naturlaute, die manchmal fast noch Goethes Hochzeitslied übertrifft, erzählt er uns von den Heinzelmännchen und Zwergen, den Elfen und Kobolden, so lebendig und frisch, daß uns diese heimliche Welt der kleinen, meist gutartigen Naturgeister gar märchenhaftlich und schier möglich erscheinen will. In seinen „Allerlei Weisern“ steht noch manches Gedicht, das verdiente, volksthümlich zu werden und den Ruhm dieses Poeten zu mehren, der ja sicher kein überragend großer, aber eben so sicher ein gut deutscher und ein echter war.

Nachdruck verboten.

### Der Lebenslauf einer siebzehnjährigen Cicade.

Von Wilhelm Bergmann.

**S**gewöhnlich bietet uns die niedere Thierwelt ebenso wie die Pflanzenwelt das Bild des schnell Vergänglichsten. Wie die Sonnenrose sich in einem Sommer zur mannes hohen, goldene Blütenkörbe tragenden Staude entwickelt, um beim ersten Herbstfroste zu sterben, so ist auch dem Heer der sie umschwärmenden Insekten meist nur ein Sommer beschieden. Wie aber in Amerika eine Pflanze, die Agave, hundert Jahre gebraucht, ehe sie aus ihrer Blattrosette den Blüten tragenden Schaft zu kurzem Dasein emporreißt, so giebt es hier auch ein Insekt, eine Cicade, die ganze siebzehn Jahre zu ihrer Entwicklung nötig hat. Ihre Existenz war zwar schon Linné bekannt, aber ihre Lebensgeschichte ist erst jetzt geschrieben worden. Alle siebzehn Jahre wird Ende Mai in vielen Gegenden Nordamerikas der Boden lebendig. In der Nacht entspringen Tausende und Abertausende von Larven aus senkrechten, fingerbreiten Gängen der Erde. Der Boden erscheint wie ein Sieb. Unter einem einzigen Baume entstehen oft über 20000 Oeffnungen. Die ganze Horde erklettert den Baum, setzt sich auf Zweigen und Blättern fest, schon nach einer Stunde häuten sich die Thiere, und der ganze Baum ist mit vollkommenen, geflügelten Cicaden bedeckt. Zuerst erscheinen die Männchen. Einige Tage später folgen die Weibchen. Ein tausendstimmiges Liebeswerben der Männchen mit ihren Sing-Apparaten beginnt. Nur fünf bis sechs Wochen erfreuen sie sich des Tageslichtes. In derselben Ordnung, wie sie gekommen, verschwinden sie. Die Erde nimmt sie wieder auf, dieses Mal aber als gemeinsames Grab. Ihr Lebenszweck ist erfüllt. Vierzehn Tage nach dem Auskriechen haben die Weibchen mit ihren Legebohrern die Rinde der jungen Triebe angebohrt und ihre Eier in die Löcher versenkt. Ein einziges Weibchen legt im Durchschnitt für 500 Nachkommen. Den Eiern entschlüpfen nach zwei Monaten zwei Millimeter lange Larvchen, die bald herabfallen und sofort in der Erde verschwinden, um sie siebzehn Jahre lang nicht wieder zu verlassen. Jede Larve setzt sich in der Tiefe von etwa einem halben Meter an einer Wurzel fest, baut sich hier eine Zelle von Lehm und bohrt sich in die Wurzel ein, von deren Saft sie sich ernährt. Hier macht sie in siebzehn Jahren vier Larven- und zwei Puppen-Zustände durch, um sich dann erst, wie ihre Vorfahren, im Tageslicht zur vollkommenen Cicade zu entfalten. Während dieser siebzehn Jahre sind an der betreffenden Stelle keine Cicaden zu finden. Nur ältere Leute können sich der mehrmaligen Wiederkehr der Cicaden-Epochen erinnern. Dieses seltene Erscheinen erschwert ihre Beobachtung. So kennt man die Ursache ihrer langen Entwicklung noch nicht. Man vermutet sie in der äußerst geringen Nahrung, die die Larven zu sich nehmen. Auch ist man noch im Zweifel, ob die neben der siebzehnjährigen Cicade vorkommende dreizehnjährige eine andere Art sei, oder ob der Unterschied in der Dauer ihrer Entwicklung nur auf klimatische Einflüsse zurückzuführen sei. Um dies zu ermitteln, hat man Eier der dreizehnjährigen Cicade aus ihrer südlichen Heimat in die nördlicher gelegene der siebzehnjährigen verpflanzt und umgekehrt. Im letzten Sommer waren dreizehn Jahre abgelaufen. Soweit bis jetzt bekannt geworden, haben sich wirklich an einem Orte sonst siebzehnjährige Cicaden in dreizehn Jahren entwickelt, während an drei Orten die dreizehnjährigen nicht ausgeschlüpft sind.

Nachdruck verboten.

### Die Seeschlange.

**I**te Hartnäckigkeit, mit der immer und immer wieder die Nachricht auftaucht, daß Seefahrer eine Seeschlange gesehen haben, läßt es nicht zu, dieses Thier ohne weiteres in das Fabelreich zu verweisen. Es handelt sich nicht um die kleinen, massenhaft im indischen Meere vorkommenden Giftschlangen, sondern um jene Ungethume, die, wenn sie existiren, an Größe nicht ihres Gleiches unter den Thieren hätten. Schon Claus Magnus beschrieb 1555 eine Seeschlange von zweihundert Fuß Länge und zwanzig Fuß Umfang, die das Schiff erschütterte, sich wie ein Raft emporrichtete und mehrere Männer vom Deck hinwegschnappte. Diese Erzählung ist unzweifelhaft übertrieben. Hans Eggede, der bekannte Missionar von Grönland, berichtet von einer Seeschlange, die nach einem seiner Beschreibung beigefügtem Bilde als ein wahres Höllenungeheuer erscheint. Aber gerade diese Zeichnung macht es wahrscheinlich, daß er die aus dem Wasser herausragenden Theile eines riesenhaften Kopfsüßlers gesehen hat, der thatsächlich in dem nördlichen Meere vorkommt. Dasselbe gilt von der Seeschlange, die 1848 von dem englischen Schiffe „Dabalus“ aus gesehen und abgezeichnet wurde, und von vielen anderen. Ueberhaupt ist daraus, daß noch niemals Seeschlangen in der Nähe, sondern immer in größerer Entfernung vom Schiffe gesehen worden sind, zu schließen, daß Täuschungen vorliegen. Hintereinander schwimmende größere Seefische, die bald untertauchen, bald sich über den Meeresspiegel erheben, können den Eindruck von Schlangenbewegungen hervorrufen. So haben sich oft schon Seeschlangen beim Näherkommen als Riesenhäie

enthüllt. Zu diesen Erklärungen ist kürzlich noch eine neue hinzugekommen, auf Grund einer in der westlichen Ausfahrt der Magellansstraße beobachteten Seeschlange. Eine ungeheure schwarze Schlange bewegte sich in Windungen vorwärts. Die ganze Schiffsmannschaft war einig, eine Seeschlange zu sehen. Der Schiffsarzt aber, der sich die Erscheinung mit einem guten Fernrohr näher rückte, erkannte deutlich eine Gesellschaft See-löwen. Der spitze Kopf des einen bildete den Kopf der Schlange. Die einzelnen Biegungen des Leibes aber wurden von je zwei Pfoten gebildet, die die Thiere, ruhig auf dem Rücken liegend, über dem Wasserpiegel gekreuzt hielten. Manche Seeschlange mag ähnlichen Täuschungen ihre Entstehung verdanken.

Nachdruck verboten.

### Frühling.

Hörst Du die heimgekehrten Staare?  
Das ist der Heimat Freund' und Glück!  
Sie fanden auch in diesem Jahre  
Den Weg ins alte Nest zurück.  
Sieh, an dem Kästchen auf der Stange  
Hockt schwarzbefiedert der Papa,  
Er lockt, — man hört es an dem Klänge,  
Und bald ist auch das Weibchen da.

Nun pfeift und singt es alle Stunden,  
Du kennst die holde Melodie,  
Bald hat sich Halm zu Halm gefunden,  
Denn fleiß' und Liebe rasten nie.  
Komm, stür' sie nicht, die frohen Gäste,  
Geh still vorbei, — sie wissen's Dank!  
Und bald verstummt im warmen Neste  
Vor höh'ren Pflichten der Gesang.

Noch aber schwägt es lustig weiter,  
Es giebt auch gar zu viel zu seh'n,  
Die Luft so warm, der Tag so heiter,  
Wer kann auch dabei widersteh'n!  
Wer stimmte heut' nicht selber gerne  
Ins Lärmen dieser Gäste ein,  
Denn kam der Staar, — hab' Dank, ihr Sterne! —  
So muß und muß es Frühling sein!

Fritz Döring.

### Unsere Kinder.



### Lieber Onkel!

Endlich schicke ich Dir auch mein Bild. Ich freue mich immer, wenn die Mama ein Hest von Dir bekommt, denn ich finde dort schöne Bilder und schöne Mäderl. Ich heiße Genia, bin sechs Jahre alt, ich lerne schon seit vorigen Sommer lesen und schreiben, meine kleinere Schwester heißt Clarisse, sie schreibt aber noch nicht, da sie erst vier Jahre hat. Mein Papa macht Medicin für Kranke. Ich grüße Dich, lieber Onkel, schicke recht bald das Hest mit meinem Bilde.

Dorohei (Rumänien).

Genia Vogel.

Nachdruck verboten.

### Rosenkranzbeten zu Ehren des heiligen Rochus in Tirol.

Zu dem Gemälde von A. Lüben. — Siehe Seite 73.

Am ersten Sonntag Abend in der Fastenzeit flammen im ganzen Südtirol auf allen Höhen und Bergen helle, lustige Feuer auf. Es ist dies ein Gebetszeichen an jene fürchterliche Zeit, in welcher in der Bergwelt die Pest wüthete und eine Unmasse Menschenopfer forderte. Damals ging die Abrede herum in den Thälern, daß auf den einzelnen Berghöhen und auch in den Weilern allnächtlich Feuer angezündet werden, zum Zeichen, daß dort noch Menschen leben. Heute sind es Freudenfeuer, die weit hinausglänzen in die Landschaft, und

das Jauchzen der Burschen und das Knallen ihrer Peitschen klingt von Thal zu Thal.

Aber nicht nur in Lust und Freude wird dieser Tag gefeiert, sondern auch im Gebete. Der Alpenländer hat unter den heiligen zahlreiche Patrone für alle möglichen Vorkommnisse. Man kann mit Zug und Recht sagen, daß die ans tiefstem Herzen stammende Frömmigkeit dieser Leute, welche nur in angestrengter Arbeit, ja nicht selten mit Lebensgefahr dem mageren Boden das abgewinnen, was sie zur Fristung des Lebens brauchen, ihnen der einzige Halt ist. Wie zum Beispiel die Dienstmägde die heilige Rothburga zur Patronin haben, das Vieh den St. Antonius, die Hirten den heiligen Wendelin u. s. w., so ist der Patron gegen verheerende Seuchen St. Rochus. Es wird wenige Kirchen geben, in welchen nicht die Statue dieses Heiligen steht, und allenthalben sind Tage zur besonderen Verehrung desselben bestimmt.

Oft in großen Prozessionen ziehen die Leute in die Kirche, und nach einer belehrenden Ansprache des Seelsorgers wird der Rosenkranz mit besonderer Andacht gebetet, daß das Land verschont bleibe von bösen Seuchen durch die Fürbitte dieses Heiligen bei Gott. Carl Wolf.

Nachdruck verboten.

### Schmetterlingsjagd.

**A**ben Sie, verehrte Leserin, schon einmal die Jagd eines Vogels auf einen Schmetterling beobachtet? Gewiß befindet sich der gelehrte Schmetterlingskundige, der behauptet, daß Schmetterlinge von Vögeln nicht verfolgt würden, im Irrthum auch ist es durchaus nicht nötig, bis nach Kleinasien zu schweifen, um ihn an dem Beispiel der Bienenfresser zu belehren, wie Vögel mit Vorliebe Schmetterlinge verzehren. Die ungenießbaren großen Flügel freilich mögen wenig locken, aber bei vielen Schmetterlingen bleibt doch nach Entfernung der Flügel immer noch ein fetter Bißgen übrig. Wie oft kann man bei uns einen Fliegenfresser beobachten, der flatternd einem Schmetterling den Weg verlegt, oder einen Rothschwanz, der nach mehreren vergeblichen Stößen endlich den Falter erwischt! Auch die Schwalbe verschmäht es nicht, ihre Flugbahn nach einem Schmetterling zu richten, freilich ohne umzukehren, wenn sie ihn verfehlt hat. Sperlinge dagegen sieht man oft Schmetterlinge im Sitzack verfolgen, bis sie die Weingstige bei einer günstigen Wendung ergreifen. Grassmäcken füttern ihre Jungen mit Schmetterlingen, denen sie erst die ungenießbaren Flügel ausgerissen haben. Allerdings hat die Natur auch diesem waffenlosesten aller Thiere Schutzmittel nicht verjagt. Wir haben schon früher einmal ausführlich dargelegt, wie sie sich durch Schupfärbung und Nachahmung der Gestalt ungenießbarer Thiere und Gegenstände der Verfolgung zu entziehen verstehen. Das betrifft aber nur ruhende Schmetterlinge. Diese werden jedoch, außer von Sperlingen, kaum von Vögeln belästigt werden. Aber auch der bunte, weitleuchtende, frei in den Lüften schwebende Falter versteht seine Verfolger zu täuschen. Er ahmt den Flug derjenigen Schmetterlinge nach, die die Vögel, sei es ihrer starken Behaarung, sei es ihres ungeschmackhaften Fleisches wegen, verschonen. Wenn unler Leserin, durch diese Zeilen angeregt, die kleine Thierwelt aufmerksam beobachten, werden sie selbst Beispiele, sowohl für die Schmetterlingsjagd der Vögel, als auch für den Schutzflug der Schmetterlinge finden.

### Redactions-Post.

**Helene W. in Neumünster.** — Nach den und vorliegenden Notizen scheint es, daß die Visitenkarten in Europa zuerst in Deutschland in Gebrauch gekommen sind. Daß sie in China uralt sind, ist allgemein bekannt. In Europa lassen sie sich erst im sechzehnten Jahrhundert nachweisen, es häufigsten in Venedig, das ja damals die glänzendste und für die sehr alte tonangebende Stadt Europas war. Venedig scheint aber die Visitenkarten erst aus Deutschland erhalten zu haben, und zwar durch deutsche Studenten, die in Padua studirten. Die Studenten pflegten bei Besuchen ihrer Studien den Professoren einen Besuch abzulassen, und wenn sie der Professor nicht zu Hause trafen, ließen sie ihre Karte zurück. Dieser Brauch war in Italien etwas neues, wie aus Briefen der paduanischen Professoren hervorgeht. Kürzlich hat man in Venedig eine solche Visitenkarte aufgefunden. Der paduanische Professor Giacomo Contarini hatte sie am 15. Januar 1572 als Geschenk mit einem Begleitbriefe an einen Freund nach Venedig geschickt. Die Karte trägt in der Mitte ein farbiges Wappen und darunter mit der Hand geschrieben: Johannes Westerkohls Westphalus. Professor Contarini bezeugt ausdrücklich, daß ihn der deutsche Student habe besuchen wollen, und da er ihn nicht angetroffen, so habe er eine Karte mit seinem Wappen und seinem Namen zurückgelassen, was ebenfalls merkwürdige wie höfliche Sitte sei.

**Gertrud S. in Rürnberg.** — Ja, wer den Führern glaubt, der ist schlecht beraten. Wenn Sie „Aus dem Sagenhage des Harzlandes“ von Friedrich Günther nach, dort finden Sie den Kern der Geschichte. — Wir haben folgende hübsche Anekdotte erlebt: Der Führer eines königlichen Partes hatte uns über alles mögliche „aufgeklärt“, dann sagte er: „dies meine Herrschaften, ist das Belvedere oder Drachenhäuschen; bel, der Drach — vedoro, das Häuschen.“

**Eifrige Leserin in Kopenhagen.** — Die uns vorgelegte Frage ist keine allzu „harte Nuß“; hier die Antwort: Unsere Worte Minute und Sekunde bilden den letzten Nachhalm eines vor drei Jahrtausenden benutzten, auf der Grundzahl 60 beruhenden Ziffern-Systems. Die Götter verhält sich so: Die alten Babylonier hatten für die Zahlen von 1 bis 60 nicht weniger als 60 verschiedene gestaltete Zahlzeichen, sie bezelzeichneten dann, da sie ein Zeichen für Null nicht kannten, die Zahl 60 gerade so wie 1, 120 wie 2, sobald aus dem Zusammenhang ersichen werden mußte, ob 1 oder die nächst größere Einheit 60 gemeint war. Man schrieb also „8 mal 8 ist 1 und 4“, was zu lesen war „1 mal 60 und 4“. Die babylonischen Astronomen, und ihnen folgten die griechischen Astronomen, vor allem Ptolemäus, pflegten mit den 60 Theilen der Einheit zu rechnen, was wegen der vielen Theiler der Zahl 60 mancherlei Vortheile darbietet. Den 60. Theil einer Stunde und eines Bogengrads nannten dann später die lateinischen Uebersetzer des Ptolemäus „pars minuta prima“, d. h. „erster vermindelter Theil“, und der sechzigste Theil hiervon hieß „pars minuta secunda“, d. h. „zweiter vermindelter Theil.“ Im Laufe der Jahrhunderte ist dann tertius minuta und secunda daraus geworden.